

Der Roman „Abenteuer in Budapest“ von Franz Körmendi (Verlag Ullstein, Berlin), abermals ein Buch der heute Vierzigjährigen, geht genau denselben Problemen nach, ist bloß im Temperament und in der Tradition verschieden. Von den bisher genannten Büchern ist es das farbigste. Der Rückzug aus dem Krieg, Revolution, Schieber- und Zerfallsjahre, Geschäfte und Liebe, Europa und Afrika: ein Kaleidoskop, verwirrend beinahe, von Melancholie überschattet, unlogisch und zufällig wie das Leben selbst.

Das Buch hält sich in dem Ton eines Menschen, dem nichts erspart blieb und der mit resigniertem Lächeln über allem, auch über sich selbst steht; in Wahrheit aber erzittert es von einer unheimlichen, unterirdischen, vulkanisch drohenden Erregung.

\*

Den genau entgegengesetzten Ausblick gibt Pearl S. Buck in ihren zwei Romanen des chinesischen Menschen: „Die gute Erde“ (Zinnen-Verlag, Basel) und „Söhne“ (Paul Zsolnay in Wien). Die Verfasserin ist als Tochter eines amerikanischen Missionars in China aufgewachsen. Sie schildert mit den einfachsten Mitteln den Alltag des chinesischen Ackersklaven aus der Provinz Anhui. Not und Leiden, Leiden und Not — und abermals Not und Leiden. Der Schweiß und die Tränen düngen die Erde. Die Sonne geht auf, die Sonne geht nieder, der Bauer arbeitet, immer nur arbeitet er, manches Mal schläft er sogar, ganz selten spricht er. Und siehe da! Die Erde entschließt sich endlich, eine so unendliche Liebe zu erwidern. Die Erde ergibt sich den Händen, die nicht von ihr lassen. Die Erde bringt Ernte.

Der Reichtum dieser Bücher an Szenen, von denen die eine bewegender ist als die andre, scheint unerschöpflich. Man vermeint, ein riesenhaftes Epos der Vorzeit zu lesen — und es ist unsre Gegenwart. Eine Figur wie jene des Condottiere Wang, des „Tigers“, der, vom

Ich besessen und betrunken, auf eigene Faust Weltgeschichte macht, ist nie mehr zu vergessen.

\*

Es ist erstaunlich, wie nahe die großen Romane dieser Epoche einander stehen; Kontinente und Meere können sie nicht trennen. Der Geist der Welt ist bewegt von der Frage: Wie rettet sich der Mensch vor den Dämonen der Zeit?

Mit seinem Roman „Der große Nachtgesang“ erzählt Oliver La Farge (Verlag Eug. Diederichs in Jena) zwar von einer abermals anderen Welt, von jener der Indianer — doch hält er zu denselben Sternen Ausschau. Ein Jüngling aus dem Stamme der Navajos-Indianer reitet zu den heiligen Tänzern. Er hat nie die Grenze der Schutzgebiete überschritten, er weiß nichts von den „Bleichgesichtern“. Er gerät an ein Mädchen seiner Rasse, das aber in der Mission erzogen worden ist — und nun reißt ihn das Schicksal aus dem sicheren Gehege seiner Natur, aus der Natur selbst. Das Mädchen weiß nur allzu gut, wie es „in der Welt zugeht“. Sie lebt von dem Geld der Männer, die sie gekauft haben. Und nun hebt eine Liebesgeschichte von zartestem Zauber und von zerstörender Traurigkeit an: der Geliebte führt sie den gefährlichen Strom ihres Lebens wieder aufwärts zurück, bis sie zu der Quelle findet: zum Glauben ihrer Väter. Aber sie ihrerseits lockt ihn von der Quelle abwärts bis ins Flachland, wo es Whisky zu trinken gibt, und wo man zivilisiert zu leben versteht.

Erst der Tod löst den Jammer. Das Mädchen stirbt, durch die Pfeile eines früheren Liebhabers getroffen, entsühnt durch das unendliche Verstehen des Geliebten. Er aber kehrt zu den Stammesgenossen zurück.

\*

Laßt uns zu den wesentlichen Dingen aber auch mit Humor und Witz vorstoßen! Ebenso leicht und ironisch, wie la Farge schwer und feierlich, gibt sich der Roman, den Bernard Shaw als Zwanzigjähriger schrieb und der erst jetzt, ein halbes Jahrhundert nach seiner